

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 7

Artikel: Ein Frauenleben im Dienste der Barmherzigkeit [Forts. folgt]
Autor: M.Th.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Frauenleben im Dienste der Barmherzigkeit.

Von M. Th.

Als der große Weltenbezwinger, vom Gipfel seiner Macht gestoßen auf St. Helena ein stiller, einsamer Mann geworden war, liebte er es, sich mit den großen Männern der Vorzeit zu vergleichen. Und da soll er einst zu einem seiner Begleiter die für allezeit denkwürdigen Worte gesprochen haben: „Alexander, Cäsar, Karl der Große und ich haben große Reiche gegründet; aber worauf haben wir die Schöpfungen unseres Genies gestützt? Auf die Gewalt. — Jesus allein hat sein Reich auf die Liebe gegründet, und heute noch würden Millionen Menschen für ihn sterben.“

Nicht als wollte ich die edle Frau, von der die nachfolgenden Zeilen berichten, an die Seite des einzig Großen, der über diese Erde gewandelt ist rücken. Sie würde in ihrer beispiellosen Bescheidenheit, die so sehr den Grundzug ihres ganzen Wesens bildet, sich selbst zu allermeist dagegen sträuben. Aber das Wort des korymbischen Machthabers zeigt uns doch, daß es in der Welt noch andere Mächte und Kräfte gibt, die der Menschen Herzen in den Bannkreis ihrer Gewalt zu ziehen vermögen, als das Wort des „unbefieglichen“ Feldherrn, des „allmächtigen“ Herrschers und Gebieters.

Als zu dankbarer Erinnerung an die Beendigung des männermordenden Krimkrieges, Jahre hernach die Offiziere und Heerführer, die jene blutigen Schlachten einst ausgefochten, bei fröhlichem Mahle zusammen saßen, wurde der Wunsch laut, es möchte jeder der Anwesenden den Namen derjenigen Person auf einen Streifen Papier niederschreiben, deren Dienste in jenem Feldzug von der Nachwelt am längsten in dankbarem Angedenken würden gehalten werden. Die Papiere wurden eingesammelt und geprüft. Nicht die Namen der großen Heerführer standen darauf zu lesen, auch derer Namen nicht, die durch heroische Taten der Selbstaufopferung und des Wagemutes, die durch Drangabe von Leib und Blut den Sieg erkaufen halfen; ein Namekehrte ohne Ausnahme immer und immer wieder, der Name einer Frau, die durch ihren selbstlosen Liebesdienst an den Opfern des Krieges zum „Engel der Soldaten“ geworden war, die sich durch ihr selbstvergeßendes Dienen, durch ihre Taten echter, uneigennützigter Menschenliebe den Dank und die Liebe ihres Volkes, die Bewunderung und Verehrung der ganzen Welt erworben hat, — — der Name *L o r e n c e N i g h t i n g a l e*.

Dieses edle Frauenleben bildet in seiner Selbstlosigkeit einen solch wohlthuenden Gegensatz zu der immer ungeschwächter hervortretenden Selbstsucht und Eigenliebe unseres modernen Geschlechts, daß darin schon der Versuch seine Rechtfertigung finden mag, dieses Bild unserer Zeit zu edler

Nacheiferung vor Augen zu stellen. Wer sich eingehender, als es diese Zeilen zu tun vermögen, mit dem Leben unserer Heldin bekannt zu machen wünscht, der sei auf die treffliche englische Biographie verwiesen: „The life of Florence Nightingale by S. Tooley.“ — —

Im sonnigen Süden Italiens war Florence geboren, die in ihrem Leben so viel Liebe und Wärme um sich verbreiten sollte. In Florenz hatten ihre sehr begüterten Eltern zu längerem Aufenthalte sich niedergelassen und dort war ihnen ihr erstes Kind am 12. Mai 1820 geboren. Nach der Blumenstadt im paradiesischen Arnotal empfing sie ihren Namen, und die Liebe zur Natur, die Freude an den Blumen, hat Englands Tochter lebenslang gekennzeichnet. Ein Blumenstrauß ins Krankenzimmer —, sie hat ihrer ungezählte ans Bett genesender Soldaten gestellt, sie selbst hat, aus schwerer Krankheit erstehend, ihre größte Erquickung, ihr Hoffen auf völlige Genesung diesen stummen Boten neuen Lebens zugeschrieben. — —

Der Vater, ein englischer Landedelmann, war eine imponierende Erscheinung, hochgewachsen, schlank, fein gebildet. In Edinburg und Cambridge hatte er studiert, dann durch weite Reisen in fremde Länder Blick und Anschauungen erweitert. Weil er selbst den Wert gediegenen Wissens erkannt, suchte er auch für seine Untergebenen, die hin und her auf seinen großen Ländereien wohnenden Landleute und Tagelöhner zu tun, was Zeit und Verhältnisse in dieser Beziehung zu tun gestatteten. Lesen und Schreiben sollten sie alle lernen, und mancher arme Mann hat diese Kunst dem menschenfreundlichen „Herrn“ verdankt. Er richtete mit eigenen Mitteln die sogenannten „billigen Schulen“ ein, in denen für 20 Cts. wöchentlich die Elemente des Wissens zu erwerben waren. Schulzwang bestand noch nicht, aber des „Herrn“ Mißfallen genügte, auch säumige Eltern an ihre Pflicht den Kindern gegenüber zu erinnern.

Die Mutter war eine Menschenfreundin edelster Art, mit offenem, weitem Herzen für die Not der Armen rings um sie her. Von ihr hat die Tochter dieselbe Gesinnung ererbt, von ihr auch gelernt, daß des Reichen Lebenszweck nicht darin bestehe, das Leben zu genießen, von Freude zu Freude zu eilen; an ihr hat sie's gesehen, daß ein Menschenleben nur dann ein glückliches ist, wenn es gelebt wird für andere, im Dienste des andern. Und so entsprang denn auch schon frühzeitig in der Tochter des englischen Landedelmannes der Wunsch, über die Vorurteile und Engherzigkeiten ihres Standes hinaus, einmal ein „nützliches Leben“ zu führen, und etwas zu „tun“ und zu „leisten“.

Mit noch einer Schwester zusammen — sie war ein Jahr jünger — wuchs Florence nach der Rückkehr ihrer Eltern aus Italien auf dem väterlichen Besitztum in Lea Hurst, in Derbyshire auf. 14 Meilen von dem noch berühmteren Derby gelegen, ward das in alt-elisabethischem Stil er-

baute Haus, mit feinen hohen, epheumrankten Giebelwänden das Wallfahrtsziel Tausender und Abertausender, die nach Beendigung des Krieges die berühmte „lady“ hier zu erspähen hofften. Im Herzen des englischen Mittellandes, mit weitem, umfassenden Blick auf Hügel und Täler, auch ins liebliche Tal des „silbernen“ Derwent, gelegen, umgeben von weit sich dehrenden Feldern und Wäldern, war dieser Sommeritz der Familie ein eigentliches Eldorado für die beiden heranwachsenden Töchter. Herbst und Winter verbrachten sie auf dem noch umfangreicheren Edelsitz zu „Embley Park“ in Hampshire, das der Vater, als Florence 6 Jahre alt war, ebenfalls noch gekauft hatte.

Zu den schönsten Jugenderinnerungen der beiden Kinder gehörten die jeweiligen Übersiedelungen im Frühling und Herbst. Die Eisenbahn hatte die Romantik des Reisens noch nicht geschmälert; auf der alten fashionablen Postkutsche fuhr auch der Landadelmann mit seinen Töchtern. Der Halt im stark frequentierten Posthaus unterwegs, das Wechseln der Pferde, der Blick in das Leben und Treiben des Volkes, vor allem aber die entzückende Fahrt durch die in neuer Pracht erstehende Natur, das Farbenspiel in Wald und Feld im Herbst, dies alles hat sich dem Kinder Gemüt tief und unauslöschlich eingeprägt.

Wenn es wahr ist, daß das Kind der Vater des Mannes ist, so galt dies auch bei Florence. Mit ihrer Schwester zusammen spielte sie oft mit Puppen. Da gab's Verwundungen aller Art, Beinbrüche, zerquetschte Arme, Beulen an Kopf und Gliedern, und die spätere Königin der Krankenpflegerinnen soll mit solcher Hingabe und Treue ihre „kranken“ Puppen gepflegt haben, daß damals schon im Kind sich die Begabung zum nachmaligen Lebensberuf erwies.

Ebenso rührend war ihre Liebe zu den Tieren, und hier fand sie in „Cap,“ dem Schäferhund, ihren ersten lebenden Patienten. Mit dem Geistlichen der benachbarten Kirche, der dem aufgeweckten Kinde sehr zugetan war, ritt sie einst über Feld, als sie, nicht weit vom Hause entfernt, des Vaters Schafherde in alle Winde zerstreut sah. Der alte Roger, der Hirte, versuchte vergeblich die Tiere zusammenzuhalten. „Wo ist denn euer Hund?“ fragte der Geistliche. „Die Jungens haben Steine nach ihm geworfen und ihm ein Bein gebrochen. Das arme Tier! Es wird für nichts mehr gut sein; ich will seinem Elend möglichst bald ein Ende bereiten.“

„Der arme Cap das Bein gebrochen?!“ wiederholte des Kindes Stimme zur Seite des Geistlichen. „Kann man denn nichts für ihn tun. Es ist so grausam, ihn in seinen Schmerzen allein zu lassen. Wo ist er denn?“

„Du kannst nichts ändern, liebes, gutes Kind,“ erwiderte traurig der Schäfer. „Ich will ihn heute Nacht mit diesem Strick erlösen. Dort in jenem Schuppen hab ich ihn liegen lassen.“

„O, können wir denn nichts für den armen Cap tun“, und ehe der Geistliche ihr geantwortet, hatte Florence, auf ihrem Pony fortgaloppierend, die Hütte erreicht. Am Boden knieend, streichelte sie den Hund mit ihrer zarten Hand und redete ihm freundliche Worte zu. Unterdessen war der Geistliche auch zur Stelle gekommen. Bald zeigte sich's, daß das Bein nicht gebrochen, sondern nur stark verletzt war und daß sorgsame Pflege den Schaden wohl bald wieder völlig zu heilen vermöchte.

„Womit soll ich denn beginnen,“ frug Florence, von steigender Ungeduld erfaßt, für die leidende Kreatur ihr Werk der Hülfeleistung beginnen zu können.

„Nun, ich würde mit einer warmen Kompresse beginnen.“

Florence schaute ratlos drein; denn wenn sie auch ihre Puppen gehegt und gepflegt und ihnen hin und wieder einen Verband angelegt hatte, von Kompressen hatte sie ihrer Lebtag noch nichts gehört.

Wie ihr aber von dem geistlichen Herrn das Rätsel des geheimnißvollen Wortes gelöst war, ward auch alsbald mit Hülfe des Schäferjungen ein Kessel siedenden Wassers zur Stelle geschafft. Hinter dem Tor hing des Hirten frisch gewaschenes Hemd. Schnell besonnen griff Florence darnach. „Wenn ich's in Stücke reiße, wird Mama Roger schon ein anderes geben.“ Der Geistliche nickte zustimmend und wieder kniete sie an der Seite des verwundeten Tieres nieder, das dem kleinen Fräulein und all' ihren Manipulationen nicht den geringsten Widerstand entgegensetzte. Die Geschwulst begann sich zu legen, der Schmerz sich zu mindern.

Florence wollte ihr Werk gründlich tun, und als ein Bote die Ursache des langen Wegbleibens nach Hause gemeldet hatte, verharrte sie noch geraume Zeit in hingebender Pflege ihres Patienten.

Wie der alte Schäfer am Abend der Hütte sich nahte und in der Hand jenen verhängnißvollen Strick trug, begrüßte ihn sein Hund mit freudigem Gewinsel und versuchte sich ihm zu nähern.

„Aber, mein liebes Kind, du hast ja Wunder vollbracht. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß mein Hund wieder auf mich zukäme.“

„Ja, schaut er nicht anders drein. Jetzt kannst du den Strick wegwerfen und mir helfen, Kompressen machen.“ „Das will ich mit Freuden tun,“ gab der Alte zur Antwort, und von Florence angeleitet, ward auch er in die wunderwirkende Kunst eingeweiht.

„Ja, ja, Roger,“ bemerkte der Pfarrer, „Florence hat ganz recht; euer Hund wird bald wieder gehen können, wenn ihr ihm etwas Ruhe und Pflege angedeihen laßt.“

„Wie soll ich's Ihnen und dem kleinen Fräulein danken?“ rief der Hirte, überfroh, daß ihm sein Hund auf's Neue geschenkt war; „Sie können ruhig sein, ich will alle ihre Instruktionen aufs treulichste ausführen.“



Pietà. Von Michel Angelo. In der Peterskirche zu Rom.

„Morgen komme ich wieder, um nach Cap zu sehen; ich weiß es, Mama wird es mir erlauben.“

Schon saß sie auf ihrem Pony und ritt weg; in ihrem jungen Herzen aber schlug laut die Freude, Schmerz gelindert zu haben, und war's auch nur bei der stummen, unvernünftigen Kreatur.

Aber nicht des alten Schäfers Hund allein, alle Tiere hatte sie lieb. Das Pony, das sie ritt, ein anderes, altes ausgedientes, das manches Jahr die Herrin hin- und hergetragen und nun im schönen Stall das Gnadenbrot aß; der Hund, ihr treuer Begleiter, die Katzen in Scheune und Stall, die singenden Vögel im Walde, alle waren die lieben Gefährten und Gespielinnen ihrer Jugend.

Mit der Schwester zusammen ward Florence daheim erzogen. Und als der Erzieherin Wissen nicht mehr ausreichte, trat der Vater selbst in den Riß. Griechisch und Latein blieb den Töchtern nicht erspart, selbst in die dürren Gefilde der Mathematik waren sie geführt; bald zeigte sich bei Florence eine außergewöhnliche Begabung für fremde, moderne Sprachen, und des Vaters reichhaltige Bibliothek barg der Schätze viele, die an langen Winterabenden begierig gehoben wurden.

Das Mädchen war zur schönen, blühenden Jungfrau herangewachsen, gern gesehen im Kreise der vielen Freunde und Gäste, mit denen der Landedelmann oft und freundschaftlich verkehrte. Begabt, weit gereist, Französisch, Deutsch und Italienisch so geläufig sprechend, wie die Sprache, in der sie geboren, auch in der damals von Liebhabern noch selten geübten Kunst des Photographierens wohl bewandert, liebenswürdig und schön, bot des Edelmanns Tochter alle Garantien, ihren Weg durch die Welt „glänzend und spielend“ zu machen. Aber die „große Welt“ zog sie nicht an, ihre Vergnügungen und Zerstreungen erschienen ihr eitel und leer; sie suchte ihr Leben „nützlich“ zuzubringen.

Schon jetzt ward sie zum „guten Engel in den Häusern der Armen und Kranken“ rings um sie her, dorthin trug sie, auf ihrem Pony reitend, manche Erquickung aus der Mutter freigebiger Hand gespendet, da ward ihr des Hauses Thüre gern geöffnet, und ein Besuch der jungen Miß galt überall als Ehre und Freude. Und dies nicht nur um der Hülfe willen, die sie brachte, Florence verstand die Kunst, der einfachsten Leute Herz sich zu gewinnen; schlicht und natürlich verkehrte sie mit ihnen, auch der Witze fehlte ihrem Worte nicht.

Eins wars aber immer wieder, wohin ihr Herz mit aller Macht sich neigte: die Krankenstube. Dem Dienst der Kranken wollte sie sich widmen, zwei schwere Erkrankungen im Kreise ihrer Familie hatten wiederum aufs Neue ihre besondere Begabung für diesen Dienst erwiesen. Krankenpflege-

rin!! — ein Mädchen aus i h r e m Stande, aus den ersten Kreisen des englischen Landadels, ein unerhörter Gedanke! — —

Damals wars, daß Florence Nightingale mit der edlen Quäkerin Elisabeth Freh zusammentraf. Das traurige Los der Gefangenen zu bessern, hatte diese ebenfalls aus den vornehmen Kreisen der englischen Gesellschaft stammende Frau sich zum Ziel ihres Lebens gesetzt. Und sie hatte dies Ziel in solch hohem Maße erreicht, daß heute noch alle, die mit dem „Auswurf, den Verstoßenen und Geächteten der menschlichen Gesellschaft“ zu tun haben, ihren Namen mit größter Hochachtung nennen.

Was die beiden Frauen bei ihrer Zusammenkunft mit einander besprochen, ist nie in den Kreis der Öffentlichkeit gedrungen. Dies eine aber dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß Elisabeth Freh es war, die Florence Nightingale zuerst auf die jetzt weltbekannte Diakonissenanstalt Kaiserswerth am Rhein aufmerksam machte und sie zum Eintritt in dieses, damals erst wenige Jahre bestehende Musterhaus für Krankenpflege bewog.

Vorerst aber führten längere Reisen Florence in die großen Spitäler nach London, Edinburg und Dublin, sogar über den Kanal nach Frankreich, Deutschland und Italien. Was sie in der Fremde sah, fiel nicht zu günstiger Beurteilung der Dinge in der Heimat aus. Ungebildete, für ihren Beruf völlig unerzogene Frauen von äußerst zweifelhafter moralischer Qualität hatten bis jetzt den Dienst in den englischen Hospitälern versehen. Ihre Trunkenheit war sprichwörtlich, ebenso der Schmutz und die Unordnung, in der sie ihre Pflegebefohlenen liegen und verderben ließen, „gemeine Weiber“, die ihren Dienst ohne jegliche Liebe und Hingebung, bloß um des Geldes willen taten. Keine „anständige“ Frau dachte damals in England daran, sich der Pflege der Kranken zu widmen.

Aber F l o r e n c e dachte daran und was sie von Hingebung und Liebe, von Selbstaufopferung und Selbstverleugnung in den Spitälern fremder Länder gesehen hatte, bestärkte sie in ihrem Entschluß.

Immerhin war es eine heroische Tat für eine Tochter ihres Standes, als sie im Jahre 1849 sich als „Freiwillige“ in die Listen der Kaiserswerther Schwestern eintragen ließ. Hier in Kaiserswerth fand sie ihre Ideale verwirklicht, hier waltete ein Mann, der von Gottes Gnaden zu seinem Amte prädestiniert war. Aus den einfachsten, ärmlichsten Verhältnissen heraus ist Kaiserswerth heute zum weltumfassenden Institut geworden, und schon beim Tode seines Gründers waren über 100 Krankenhäuser mit 430 Diakonissen weit über den Erdenrund hin verbreitet.

Nicht gering war das Erstaunen unter den einfachen, schlichten Kaiserswerther Schwestern, welches die Nachricht hervorrief, daß eine englische Lady von Stand und Ruf in ihren Reihen dienen wolle, daß sie aus freiem

Entschluß zum harten, selbstverleugnungsvollen Dienst an den Kranken sich hingeben wolle. Aber die „Fräulein Nightingale“ fand sich mit bewunderungswürdiger Elastizität in den völlig andersartigen Verhältnissen zu recht. Als hätte sie in des Vaters Hause den „Luxus“ nie gekannt, ging sie im einfachen Diafonissegewand einher, griff, wie alle andern, bei jeder Arbeit an. Und bald ward auch hier ihren Lehrmeistern ihre besondere Begabung für den Dienst an den Kranken offenbar, und wo ein schwieriger Fall, eine gefährliche Operation energische und geschickte Hülfe erheischte, wurde die „englische Miß“ gerufen.

Durch ihr freundliches, anspruchsloses Wesen aber gewann sie sich ebenso sehr die Herzen ihrer „Mitschwestern“, wie auch die unbedingte Liebe und Verehrung der Kranken, und an manches Leidenden Bett trat sie nicht nur als die teilnehmende, besorgte Pflegerin des Leibes, sondern sie verstand es mit einem Takt- und Barmherzigkeitsgefühl, wie dies bei den „Schwestern“ in diesen Dingen nicht immer zu finden ist, die Herzen zu öffnen und verlangend zu machen nach den Gaben einer höhern, überirdischen Welt.

Als nach zweimaligem Aufenthalt Florence von dem ihr liebgewordenen Kaiserswerth schied, soll der ehrwürdige Pastor Fliedner der jungen Engländerin zum Segen die Hände aufs Haupt gelegt haben. Daß ihr Aufenthalt in Kaiserswerth reiche Früchte tragen möge für sie und die Menschheit, war sein Gebet, das ihr tief zu Herzen ging. Weder Lehrer noch Schülerin ahnten damals, in wie reichem Maße sich dies erfüllen sollte, sie sahen sich nie wieder, aber als Florence's Name bereits in aller Mund mit großen Ehren genannt zu werden begann, da hatte keiner größere und herzlichere Freude daran, als der Pastor von Kaiserswerth.

Über Paris war Florence zu ihren Eltern heimgekehrt und begann mit neuem Geschick und gründlicherer Kenntniss ihr altes Werk des Erbarmens, der Liebe an den Armen und Kranken rings um sie her. Laut erscholl ihr Ruhm als Krankenpflegerin von Hütte zu Hütte, Wunderdinge vermochte sie zu verrichten, sie verstände ein gebrochenes Bein besser einzurichten, als selbst der Doktor, und gegen Rheumatismus und Hexenschuß besäße sie ein Mittel, das alte Leute wieder jung zu machen vermöge, und was die Pflege kranker Augen anlange, so ging das Gerücht, „es würde nicht lange dauern und alles Brillenvolk in der Gegend werde ruiniert sein.“

Auch in London, wo sie allein und mit den Ihrigen öfters zu längerem Aufenthalte weilte, nahm sie regen Anteil an allen Werken erbarmender Nächstenliebe. Die „Lumpenschulen“ des edeln Grafen von Shaftesbury fanden an ihr eine warmherzige Beförderin. Ja, sie ließ sich sogar dazu herbei, längere Zeit einem Heim für alte kranke Gouvernanten als Leiterin vorzustehen. Keine leichte Aufgabe, diesen gereizten, streitsüchtigen Alten-

Jungfern, die ihres Lebens beste Kraft im Dienste anderer verzehrt hatten, und einem Alter in Armut, Not und Krankheit entgegenzehen, einen freundlichen Lebensabend zu bereiten. Auch hier wußte sie Liebe und Sonnenschein um sich her zu verbreiten, und mancher Freundlosen ist sie zur hingebenden, treuen Freundin geworden. Schließlich war der angestregten Arbeit zu viel. Ihre geschwächte Gesundheit verlangte Ausspannung; im Elternhause fand sie diese. Und hier war es nun auch, wo einige Monate später der große Ruf zu dem Werk an sie herantrat, zu dem sie von der Vorsehung ganz besonders auserkoren zu sein schien, zu dem sie von ihrer Kindheit an bereitet und zugerüstet war.

Es war am 27. März 1854, als vor versammeltem Parlament Königs-Botschaft allem Volke verkündete, daß Englands Handelsbeziehungen mit Rußland abgebrochen seien, daß England mit Frankreich gegen das mächtige Zarenreich sich auf die Seite der Türkei gestellt habe. Der folgende Tag brachte die formelle Kriegserklärung. Ein emsiges Rüsten und Vorbereiten hob diesseits und jenseits des Kanales an und wenige Tage darauf stach bereits die englische Flotte in See, unter dem Kommando des kriegserfahrenen Admirals Charles Napier. „Jungens, der Krieg ist erklärt. Wir haben es mit einem starken und mutigen Feind zu tun. Der Erfolg hängt ab von der Schnelligkeit und Entschiedenheit eueres Feuers. Jungens, schärfet euere Schwerter und der Tag ist unser.“ Ein Hunger nach Ruhm und Sieg erfüllte die ganze Nation.

Die Freudenbotschaft der erstgewonnenen Schlacht im schönen Tale der Alma auf der Krim verbreitete neuen Jubel im Lande, aber auch die Kunde von den gänzlich ungenügenden Vorkehrungen, welche zur Pflege der Verwundeten und der Kranken draußen auf dem Kriegsschauplatze getroffen worden waren. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Nation. Die Ärzte mußten oft des Allernotwendigsten entbehren, Scharpie und Verbandzeug reichte nicht hin, das Feldlazaret war in üblem Zustande. Nach den Schlachten von Alma und Inkerman strömten die Verwundeten in solch erschreckender Fülle in die Spitäler ein, daß die Zahl der Ärzte nicht genügte, Krankenpfleger waren keine da, außer den Ambulanzen der Armee, und diese waren oftmals nicht weniger krank, als die Kranken, welche sie hätten pflegen sollen. Keine weiche Frauenhand legte sich den Fiebernden zur Kühlung auf die heiße Stirn, und war bereit, willig die Hunderterlei kleinen Dienstleistungen zu tun, die eine freundliche Krankenpflege an den verwundeten Soldaten erforderte, kein mitempfindend Frauenherz stand am Lager der Sterbenden, der hangenden Seele Trost zu spenden. Und dieser Übelstand im englischen Heere trat um so greller zu Tage, als die Franzosen ihre Krankenpflegerinnen hatten, barmherzige Schwestern aus den Klöstern im Lande hin und her, die den Soldaten

auf's Schlachtfeld gefolgt und hier ihre segensreiche Tätigkeit entfaltet hatten.

Doch dem Übelstand sollte abgeholfen werden. Mit beweglichen Worten entwarf der Kriegskorrespondent der „Times“ ein ergreifend Bild von der Notlage der verwundeten und franken Soldaten draußen im Feld. Und seine Schilderung schließt der zu Herzen gehende Appell: „Sind denn keine selbstlosen Frauen unter uns, die geeignet und willig wären, hinauszuziehen, um im Osten, in den Spitälern von Skutari unsere franken und leidenden Soldaten zu pflegen? Sind keine Töchter Englands in jetziger Stunde äußerster Not bereit zu solchem Dienst der Barmherzigkeit? Frankreich hat seine barmherzigen Schwestern in großer Zahl entsandt; sie stehen eben zu dieser Stunde am Bett der Verwundeten und Sterbenden und spenden, was Frauenhand allein zu spenden vermag an Trost und Erquickung. Müssen wir so weit hinter Frankreich zurückstehen in Selbstaufopferung und Hingebung, in einem Werke, welches Christus in besonderem Maße segnen will, wie wenn es ihm erwiesen? „Ich war krank und ihr habet mich besucht.“ (Fortf. folgt.)

„Vom Himmel gefallen!“

Von Oberstudienrat Prof. Dr. Kurt Lampert, Stuttgart.

Allerlei Vorstellungen bald poetischer, bald realistischer Art verbindet die geschäftige Phantasie mit den leuchtenden, das Firmament im nächtlichen Dunkel durchziehenden Erscheinungen, die die Wissenschaft als kleine und kleinste Weltkörper erkannt hat, die bei ihrem Eintritt in die Atmosphäre der Erde durch die Reibung in Glühen geraten und oft auch, von der Erde angezogen, als Meteore auf diese niederfallen. „Sternschnuppen“ nennt der deutsche Sprachgebrauch die winzigen Himmelskörper, Meteore die größeren; wir wissen, daß es feste Gebilde sind, und die chemische Analyse hat uns ihre Zusammensetzung kennen gelehrt.

Der Volksglaube weist aber auch noch anderen Vorkommnissen himmlischen Ursprung zu. Plötzlich findet sich irgend ein Ding auf dem Erdboden, von dem kein Mensch weiß, woher es gekommen ist. Man kennt nicht seine Entstehungsursache; sein plötzliches Vorhandensein kann unmöglich mit rechten Dingen zugehen; also sagt man: es ist vom Himmel gefallen. Die Erklärung ist ebenso einfach wie plausibel.

Da finden wir auf unserem Spaziergang gelegentlich auf dem Erdboden, auf Wiesen und Feldern, in der Nähe von Teichen, aber auch weit weg im Wald eine farblose oder bläulichweiße gallertige Masse, bald kleiner, bald größer, oft faustgroße Klumpen bildend, teils flüssig, teils zäher, gelatinös und von klebriger Beschaffenheit. Die Tatsache, daß sich diese Gebilde ganz plötzlich an Stellen finden, wo sie sicher kurz vorher nicht vorhanden waren, genügt dem Volke, um diese Gallerte vom Himmel gefallen sein zu lassen. In grob-realistischer Vorstellung verbindet der Volks-